

VALÉRIE GANS |

Lorraine und die Entdeckung des Glücks



VALÉRIE GANS  
LORRAINE  
UND DIE  
ENTDECKUNG  
DES GLÜCKS

ROMAN

Aus dem Französischen  
von Nathalie Lemmens

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*Le Bruit des silences* bei Editions JC Lattès



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*  
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2013 by Valérie Gans  
Copyright © 2013 by Editions JC Lattès  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014  
by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion | Uta Rupprecht  
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München  
Umschlagmotive | © Matthias Ritzmann/Corbis; Shutterstock  
Autorenfoto | © Delphine Jouandeau  
Satz | Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung | Pustet, Regensburg  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2014  
ISBN 978-3-453-29159-1

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für meine Mutter und meine Töchter.*



*»Ich habe immer Gedanken verfolgt,  
die dann ganz woanders hinführten.«*

GEORG BASELITZ



## Prolog

*Das Paket war Ende August 1968 gekommen, das genaue Datum wusste Amari nicht mehr. Am frühen Abend waren die ersten Gewitter losgebrochen, und die verängstigten Katzen hatten in den großen Hallen Schutz gesucht, in denen der Tabak zum Trocknen aufgehängt wurde. Der intensive Geruch der Blätter in der feuchten Luft verriet, dass der Sommer zu Ende ging.*

*Amari war gerade in der Küche und bereitete die Quitten für die Marmelade vor, als der Postbote ihr das Paket brachte. Neugierig wegen der Größe und der Herkunft der Sendung – sie kam aus der Hauptstadt, und solche Post bekam man in dem kleinen Dorf Saint-Vincent-de-Cosse im Périgord nicht alle Tage – blieb er noch eine Weile unschlüssig stehen in der Hoffnung, Amari würde das Paket öffnen und ihm einen Blick auf dessen Inhalt gewähren. Was sie jedoch nicht tat. Ganz auf ihre Marmelade konzentriert, legte sie es achtlos auf einen Stuhl und schälte weiter ihr Obst.*

*Erst viel später, als alle Gläser kopfüber im Schrank in der Vorratskammer standen, fiel ihr das Paket wieder ein. Sie trug es hinauf in ihr Schlafzimmer und betrachtete es lange, bevor sie mit einem mulmigen Gefühl das Papier aufriss, in das es eingeschlagen war. Hatte sie in diesem Moment schon eine Vorahnung? Nachdem sie den beiliegenden Brief*

*aufmerksam gelesen hatte, warf sie ihn ins Feuer. Das dazugehörige Gemälde stellte sie auf den Kaminsims; es zeigte eine nackte Frau, deren schwere Brust und gewölbter Bauch von triumphierender Mutterschaft kündeten, doch da, wo das Baby hätte sein sollen, war ein Vogel zu sehen, und der Bauch selbst war ein Käfig.*

*Von diesem Tag, von diesem Brief an blieb Amari, die von Natur aus so gesprächig war, stumm. Sie sprach kein Wort mehr. Nie wieder.*

Mit vierzig Jahren war Lorraine wieder auf dem Markt.

»Auf dem Markt«, so empfand sie es damals, denn sie war geprägt von der Diktatur des Paares, jener Auffassung, dass eine Frau ohne einen Mann an ihrer Seite nicht existieren kann. »Auf dem Markt«, so sahen sie sich, sie und ihre Freundinnen, ewige Singles oder frisch Geschiedene, was auf das Gleiche hinauslief: Ob sie es nun Einsamkeit nannten oder Freiheit, diese Frauen schliefen allein und entschieden allein über die Farbe ihrer Couch und der Kaffeekapseln, in den langwierigsten oder verzweifeltsten Fällen sogar über den Namen ihrer Katze.

Arnaud, der Vater ihrer Kinder, war unmittelbar nach der Scheidung mit einer neuen Eroberung ins Ausland verschwunden und hatte mit ihr »ein neues Leben begonnen«, wie man so schön sagte. So schnell, dass Lorraine sich unwillkürlich fragte, ob diese vielleicht doch nicht so neue Liebe nicht sogar der Grund dafür gewesen war, dass ihr Mann sie verlassen hatte.

Lorraine war also wieder »auf dem Markt«, aber gleichzeitig auch mehr oder weniger allein bei der

Erziehung von Louise und Bastien, vierzehn und fünfzehn Jahre alt, die eine mit einem widerspenstigen Haarschopf, der ihre Augen und einen Großteil ihrer Gedanken verbarg, der andere mit schnell wachsendem, glatt herabhängendem Haar, das wie ein Visier ebenfalls seine Augen verdeckte. Und einen Großteil seiner Gedanken.

»Wo hast du bloß wieder deinen Kopf!«, rief Lorraine, als sie die Tür öffnete und ihre Tochter dabei erwischte, wie sie winzige Scheiben Baguette, die verbrannt waren, mithilfe eines Messers aus dem Toaster zu fischen versuchte. »Wie oft habe ich dir gesagt, dass man kein Metall in den Toaster steckt! Vor allem dann nicht, wenn er noch am Strom hängt.«

Lorraine ließ die Rosenpflänzchen fallen – »Constance Printy«, eine alte Sorte, die sie nur mit Mühe in Belgien aufgestöbert hatte und die sie in dem kleinen Hof neben ihrer Wohnung großziehen wollte, um daraus die kleinen runden, duftenden Sträuße zu binden, die ihre Kunden so liebten –, zog mit einem Ruck am Kabel den Stecker heraus und gab Louise einen Kuss auf die Wange. Sie bereute ihren Ausbruch schon wieder, doch ihre größte Angst waren nun einmal Unfälle im Haushalt. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie ihre Kinder so oft allein ließ. Ihre Arbeitstage waren lang, und sie hatte nicht genug Geld für einen Babysitter. Andererseits waren die beiden ja schon fast erwachsen, und sie hatte das Gefühl, selbst wenn sie sie von jemandem beaufsichtigen ließe, würde es doch nichts nützen. Der

Beweis: Wie oft hatte sie Louise und Bastien schon erklärt, dass ... Na gut, okay. Sie atmete tief durch, sagte sich, dass es sinnlos sei, sich noch weiter aufzuregen, und rang sich ein Lächeln ab. Passiert war passiert. Unnötig, jetzt noch ein Drama daraus zu machen.

»Haha!«, rief Bastien, der keine Gelegenheit zur Schadenfreude ausließ. Er malte mit beiden Händen Anführungszeichen in die Luft und erklärte in einer perfekten Imitation des Tonfalls seiner Mutter: »Man steckt kein ...«

»Ach, halt die Klappe, du nervst!«, erwiderte Louise und versetzte ihm einen Stoß. Dann griff sie nach dem Nutellaglas und ging damit in ihr Zimmer.

»Übertreib es nicht mit dem Nutella, Loulou. In einer Stunde wird gegessen!«, rief Lorraine, laut genug, um den Groove von Lady Gaga zu übertönen, der unter der Tür hervorquoll.

»Was gibt es denn?«

»Hähnchen und Brokkoli!«

»Mag ich nicht!«

Die Musik wurde noch lauter, und die Bässe ließen die Gläser hinter den Glastüren des Geschirrschranks unheilvoll klirren. Lorraine ging ein paar Schritte auf das Zimmer ihrer Tochter zu, dann machte sie achselzuckend kehrt. Dieser Höllenlärm war ein regelmäßig wiederkehrendes Streitthema, aber sie brachte nicht die nötige Energie auf, sich mit Louise darüber auseinanderzusetzen. Nicht heute Abend.

»Soll ich ihr sagen, sie soll ihre Weibermusik leiser drehen?«, fragte Bastien einschmeichelnd und wippte von einem Fuß auf den anderen.

Er hasste Lady Gaga. Im Grunde verachtete er alles, was seiner Schwester gefiel.

»Lass diese Ausdrucksweise«, schalt Lorraine ihn liebevoll. »Du weißt, dass ich das nicht leiden kann.«

»Du siehst erledigt aus, Mamilein!«

Bastien verstand sich darauf, von unliebsamen Themen abzulenken. Er war nicht umsonst ein Junge. Lorraine spürte, wie sie dahinschmolz, als er auf sie zutrat und sie mit seinen langen, unbeholfenen Armen umschlang. Mit einer Hand zerzauste sie ihm das Haar, wie sie es tat, seit er ganz klein gewesen war.

»Iiiih, lass das!«, stöhnte er übertrieben gequält und machte sich von ihr los. »Meine Haare!«

Von einem Fuß auf den anderen tretend, schaute er seine Mutter unschlüssig an. Dann beschloss er, einfach ins kalte Wasser zu springen: »Maman, hättest du vielleicht ein paar Euro für mich? Ich bin ein bisschen knapp bei Kasse.«

»Schon wieder!«, rief seine Mutter, während sie das Hähnchen aus dem Kühlschrank nahm. »Das ist schon das zweite Mal innerhalb von drei Tagen. Sag mal, frisst du das Geld?«

Sie nahm ein paar Münzen aus ihrer Tasche, nicht ganz zehn Euro.

»Hier! Und versuch damit bis zum Monatsende klarzukommen.«

Bastien nahm das Geld und warf Lorraine eine Kuschhand zu. Dann verließ er die Küche, um seiner Schwester die Leviten zu lesen.

»Wie viel?«, fragte Bastien, sobald er die Tür von Louises Zimmer hinter sich geschlossen hatte.

Ganz auf ihre Musik und den Brotaufstrich konzentriert, den sie im Rhythmus von *Poker Face* von ihren Fingern leckte, ignorierte Louise ihren Bruder. Das hatte, wie sie genau wusste, den doppelten Effekt, ihn erstens über alle Maßen zu reizen und ihn zweitens genügend aus dem Konzept zu bringen, um ihr in den gleich folgenden Verhandlungen die Oberhand zu sichern.

»Wie viel?«, wiederholte Bastien einen Ton lauter.

Aber seine Schwester stellte sich immer noch taub.

Bastien blieb einen Moment abwartend stehen, dann tat er, als wollte er auf dem Absatz kehrtmachen.

»Fünf für die Musik!«, erklärte Louise gelassen und klopfte dabei auf ihr Handy.

»Zwei!«, erwiderte ihr Bruder. »Das ist schon das zweite Mal diese Woche.«

»Vergiss es. Drei!«

Um ihren guten Willen zu demonstrieren, drehte Louise die Musik leiser. Dann vertiefte sie sich in einen Chat auf MSN und gab damit zu verstehen, dass die Verhandlungen, was sie betraf, abgeschlossen waren. Er brauchte nur noch das Geld rüberzuschieben.

»Okay, drei ...« Bastien gab sich geschlagen. »Aber das ist das letzte Mal diese Woche. Und dafür isst du auch Brokkoli!«

»Zwei für die Musik und zwei für den Brokkoli. Der kostet extra – das Zeug schmeckt wirklich ekelhaft.«

Bastien blieb standhaft. »Drei inklusive Brokkoli, Schwesterherz. Nimm's oder lass es bleiben.« Er warf drei Eineuromünzen aufs Bett, die Louise hastig in ihr Hello-Kitty-Portemonnaie stopfte.

»Du bist so was von nervig ...«, maulte sie, ohne es wirklich so zu meinen.

Denn in Wahrheit vergötterte sie ihren großen Bruder, den sie nach Belieben nach ihrer Pfeife tanzen ließ – unglaublich, dass ihre kleinen finanziellen Arrangements immer noch funktionierten!

\* \* \*

Es gibt Tage, da könnte dieses Haus wirklich einen Mann gebrauchen, dachte Lorraine. Doch sie verwarf den Gedanken rasch wieder. Selbst wenn ihr eine männliche Respektsperson für ihre beiden Teenager, vor allem für ihre Tochter, hin und wieder ganz lieb gewesen wäre, wollte sie, nachdem sie das Scheitern einer Ehe überstanden hatte, nicht wieder rückfällig werden. Auf die Freuden des Alltags mit einem dominanten, anspruchsvollen Mann konnte sie verzichten!

Sie brachte die Rosen in den kleinen Hof, der ihre

Erdgeschosswohnung in der Rue Marcadet fast wie ein kleines Haus wirken ließ, und pflanzte sie neben die »Belles de Crécy«. Dort würden sie einen Großteil des Tages in der Sonne stehen und in ein paar Monaten gefüllte, becherförmige rosafarbene Blüten tragen, die herrlich dufteten. Ideal für Brautsträuße. Sie nahm sich vor, gleich am nächsten Tag mit Maya darüber zu reden. Ihre Freundin hatte sie während ihrer Scheidung eingestellt, um ihr aus der Klemme zu helfen, obwohl sie in ihrem Blumenladen eigentlich gar keine Vollzeitkraft gebraucht hätte. Seitdem hatte sie allerdings keinen Anlass gehabt, sich über Lorraines Talent oder ihre Wissbegier zu beschweren. Blumen waren schon immer Lorraines große Leidenschaft gewesen. Eine Leidenschaft, die in ihrer Familie von Generation zu Generation weitergegeben wurde; bereits ihre Großmutter hatte mit Hingabe die verschiedensten Sorten gezüchtet, und ihr Vater hatte daraus seinen Beruf gemacht. Lorraine hoffte, dass eines ihrer Kinder die Fackel eines Tages weitertragen würde, und sei es auch nur als Hobby, doch weder Louise noch Bastien zeigten bislang das geringste Interesse an ihren Beeten.

Nach ihrem Biologiestudium hatte Lorraine am nationalen Forschungszentrum CNRS gearbeitet. Bereits als junge Forscherin war sie nach Ambon geschickt worden, eine Insel der Molukken, um den majestätischen *Papilio Priamus* aufzuspüren, einen nur dort lebenden Schmetterling mit großen samt-

schwarzen und goldgrünen Flügeln, der ganz allein die Bestäubung der seltensten Arten sicherstellte. Solche Expeditionen hatte sie über alles geliebt. Als dann die Kinder auf die Welt kamen, musste sie das Reisen aufgeben und sich mit einer Stelle in Paris begnügen, bei der sie nur einen Hungerlohn verdiente. Zudem wurde ihr Forscherdrang nicht befriedigt, denn jedes Jahr schmolz das Forschungsbudget noch mehr zusammen, und das hatte mehr als einem ihrer Kollegen die Arbeit bereits verleidet. Das Labor war zu einem Kriegsschauplatz geworden, wo jeder für sich kämpfte, mehr darauf bedacht, seinen Job zu behalten, als die Wissenschaft voranzubringen.

Und so war Mayas Angebot, die kurz zuvor von ihrem frisch angetrauten älteren Ehemann den langersehten Blumenladen bekommen hatte, für Lorraine geradezu ein Geschenk des Himmels gewesen. Und die Gelegenheit zu zeigen, wozu sie fähig war. Mittlerweile erkannte man ihre mit Duftpflanzen und Blüten aus dem Gemüsegarten gebundenen Sträuße unter Tausenden, immer mehr Kunden rissen sich darum und zögerten nicht, eigens deswegen quer durch Paris zu fahren. Wenn ihre neuen Rosen hielten, was sie versprochen, würde sie sich bald auch noch das Monopol auf Brautsträuße sichern. Und diese Vorstellung gefiel ihr ungemein!

Cyrille liefen die Tränen übers Gesicht. Wie alle Familienmitglieder saß er in der ersten Reihe des Mittelschiffs von Sainte-Clotilde, lauschte der Predigt von Pater Anselm jedoch nur mit halbem Ohr. Dabei war der Pater ein herausragender Redner, der es wie kein Zweiter verstand, das Leben eines Verstorbenen zu rühmen. Stattdessen wurde Cyrilles Blick unwiderstehlich vom Sarg angezogen, in dem sein Schwiegervater ruhte. Der Vater seiner Frau Bénédicte war für ihn Freund und Mentor gewesen und, mehr noch, der Vater, den er niemals gehabt hatte. Das war der Grund, warum es ihm trotz der wütenden Blicke seiner Frau, die fand, dass ein Mann unter keinen Umständen weinen durfte, nicht gelang, die Tränen zurückzuhalten. Er versuchte auch nicht länger, sein wiederholtes Schniefen als Symptom eines Schnupfens auszugeben. Dabei wäre dies durchaus glaubhaft gewesen, denn es war kalt und feucht in der Kirche. Er verdächtigte übrigens die Schwester des Verstorbenen, sich dieses Tricks zu bedienen, genau wie seine eigene Frau, die zwar kein Herz hatte oder nur ein ganz kleines, wohl aber Tränen. Cyrille hingegen weinte unverhohlen. Er war todtraurig.

»Hör endlich auf mit dem Theater!«, zischte Bénédicte und warf ihm einen finsternen Blick zu. »Was sollen denn die Leute denken?«

Cyrille zuckte mit den Schultern und putzte sich geräuschvoll die Nase. Es war ihm völlig egal, was die Leute dachten. Sein Schwiegervater hätte auch geweint, ohne sich zu verstecken, dessen war er sich sicher. So wie damals vor ein paar Jahren, als er seine geliebte Frau, ihrem letzten Wunsch entsprechend, hatte einäschern lassen. Vielleicht weinte er jetzt immer noch da oben, denn er hatte das Leben so sehr geliebt. Vielleicht beweinte er die Tatsache, dass es so abrupt geendet hatte – er war nicht einmal mehr dazu gekommen, sein Buch auszulesen! »Du musst immer ein Buch bei dir haben, das du weiterlesen möchtest«, hatte er stets gesagt, »dann weißt du, warum du am nächsten Morgen wieder aufwachst.« Doch eines Morgens war er nicht mehr aufgewacht, einen Band mit Shakespeares Tragödien aufgeschlagen neben sich auf dem Nachttisch. *König Lear*, dritter Akt, erste Szene.

Bénédicte seufzte unwirsch.

Ein paar Köpfe wandten sich ihnen zu, und ein verlegenes Raunen durchlief die Trauergesellschaft. Einige nutzten die Gelegenheit zu einem Husten, eine alte Frau wickelte verstohlen und mit schuld- bewusst gesenktem Kopf ein Bonbon aus und schob es sich mit ihrer schwarz behandschuhten Hand in den Mund. Rechts neben ihrer Mutter begannen Jules und Lucrèce, die Zwillinge, unruhig hin und her zu rutschen, während Octave, ihr älterer Bruder, den Kopf hängen ließ. Nicht aus Trauer oder Andacht, sondern um seinen Freunden per BlackBerry

Messenger ausführlich von der »megaöden« Zeremonie zu berichten, bei der er es kaum noch aushielt. Nur das Papiertaschentuch, mit dem er sich geistesabwesend die Augen abtupfte, wahrte den Schein.

»Du hättest dich um ihn kümmern können«, sagte Cyrille, an seine Frau gewandt, »um deinen Vater. Du hattest den lieben langen Tag nichts anderes zu tun! Aber nein! Du hast es ja vorgezogen, ihn abzuschieben ...«

»Was redest du da? Er hatte es sehr gut in diesem Heim! Und das war ja wohl auch das Mindeste, bei dem, was mich sein Aufenthalt dort gekostet hat!«

»Psst!«, zischte jemand hinter ihnen.

Cyrille betrachtete seine Frau. Als Alleinerbin des Vermögens ihres Vaters und seiner Anteile an der von ihm gegründeten Firma für medizinische Kosmetikprodukte, die Cyrille seit einigen Jahren leitete, wurde Bénédicte zur Mehrheitsaktionärin. Und auch wenn ihr Ehemann Geschäftsführer des Unternehmens war, faktisch wurde er dadurch zu ihrem Angestellten. Bald würde sie auch den Sitz ihres Vaters an der Spitze des Vorstands übernehmen. Diese Funktion würde für sie jedoch mehr ein Ehrenposten sein, als dass sie wirklich Verantwortung übernahm: Obwohl sie ihr Pharmaziestudium mit Erfolg abgeschlossen hatte, hatte sie niemals gearbeitet und verstand nicht viel vom Geschäft. Es war ihr Vater gewesen, der, unterstützt von Cyrille, die Firma geleitet und mit Forschung, Kreativität und Kampfgeist jene Marktstellung erobert hatte, die sie heute

innehatte. Aber von jetzt an würde Bénédicte bei allem ein Wort mitzureden haben – und zwar immer das letzte.

»Und nun bitte ich Sie, sich zu erheben, um unseren lieben Verstorbenen und Freund, François de Monthélie, zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten.«

Während der Organist die ersten Noten des *Ave-Maria* von Verdi massakrierte und eine Sopranistin die große Arie der Desdemona ins Mikrofon kreischte, richtete sich Bénédicte kerzengerade und eindrucksvoll auf, um sich an ihren Platz neben dem Sarg zu stellen und die zahlreichen Kondolenzen entgegenzunehmen. Cyrille stand zu ihrer Linken und drückte beruhigend ihren Arm, während er nickend die zumeist geheuchelten Beileidsbekundungen quittierte, die an ihnen vorbeizogen. Die Kinder waren schon hinausgegangen und warteten draußen auf sie.

Cyrilles Blick verlor sich in der Menge, suchte anderswo Zuflucht, Trost oder vielleicht auch, ganz unbewusst, die Frau, die vor der Zeremonie die Blumen geliefert hatte. Er hatte ihr flüchtig zugelächelt. Etwas an ihr war ihm bekannt vorgekommen.

Dann kehrte sein Blick zu der pferdehaften Gestalt seiner Ehefrau zurück. François' Tod hatte ihrer Beziehung den Gnadenstoß versetzt. Cyrille wurde klar, dass er sie nicht mehr liebte.

**B**énédicte war aufgewühlt. Nicht so sehr wegen des Todes ihres Vaters – natürlich schmerzte sie der Verlust, aber sie war darauf vorbereitet gewesen –, sondern wegen der neuen Familienkonstellation, die dieser mit sich brachte. Sie erbt alles, was ihr gegenüber ihrem Ehemann sowohl in finanzieller als auch in beruflicher Hinsicht die Oberhand verleiht. Bislang hatte sich Cyrille trotz der materiellen Überlegenheit der Familie, in die er eingehiratet hatte, nicht allzu schlecht behauptet, aber wie würde das in Zukunft sein? Jetzt war es nicht mehr die Familie seiner Frau, die das Geld hatte, sondern seine Frau selbst, und das war ein himmelweiter Unterschied. Bénédicte erkannte, dass es ungeschickt von ihr gewesen war, ihn das spüren zu lassen. So etwas konnte genügen, um einen Mann in seiner Ehre zu kränken, bei vielen reichte weit weniger.

»Weißt du ...«, begann sie, als sie sich im Schlafzimmer an ihren Mann kuschelte, der lesend auf dem Bett lag, »bloß weil ich die Firma erbe, heißt das nicht, dass sich für dich irgendetwas ändert.«

In seinen Roman vertieft, machte sich Cyrille nicht die Mühe, etwas zu erwidern.

»Es ist nur, weil ...« Bénédicte zögerte. »Während der Messe habe ich mir gedacht, dass dir das womöglich zu schaffen macht, vielleicht auch nur unbewusst, verstehst du. Ich meine, die Tatsache, dass ich

jetzt gewissermaßen das Sagen habe. Also dachte ich, es wäre besser, darüber zu reden, damit erst gar keine Missverständnisse entstehen.«

Sie streichelte sein Gesicht und küsste ihn zärtlich hinters Ohr. Genauso, wie sie es bei ihren Kindern tat. »Verstehst du?«

»Hm ...«, brummte Cyrille, der keine Lust hatte, darüber zu reden.

»Alles bleibt so wie bisher, du leitest die Firma, und ich mische mich nicht ein, okay? Ich verstehe ja sowieso nichts davon! Außerdem habe ich die Kinder, um die ich mich kümmern muss.«

Brüsker als beabsichtigt richtete Cyrille sich auf und legte das Buch aufgeschlagen auf den Nachttisch. Er fand den Ton seiner Frau herablassend und ihre Worte deplatziert.

»Findest du wirklich, das ist der passende Moment, um darüber zu sprechen?«

Er spürte, wie ihm die Tränen kamen, und wandte den Kopf ab, um sie zu verbergen. Doch Bénédictes scharfem Blick waren sie nicht entgangen, und sie unterdrückte eine gereizte Geste.

»Aber wir können doch nicht ewig rumsitzen und jammern! Das Leben muss weitergehen!«

»Können wir nicht wenigstens warten, bis du tatsächlich auf dem Chefsessel sitzt, ehe wir die praktischen Fragen klären?«, versetzte Cyrille mit einer Stimme, die Trauer und auch eine Spur von Ärger unsicher klingen ließen. »Denn ja, du hast recht. Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht, oder besser

gesagt, ich *wollte* nicht darüber nachdenken, bevor du es mir unter die Nase gerieben hast. Nicht genug damit, dass du der altbekannte Hausdrachen bleibst, nein, zu allem Überfluss wirst du jetzt auch noch meine Chefin. Es wird vermutlich eine Weile dauern, bis ich mich an den Gedanken gewöhnt habe.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

»Aber ...«, rief Bénédicte verdutzt.

Ihr Mann war eher der ruhige Typ, solche Abgänge war sie von ihm nicht gewöhnt. Schon, dass er sie als »Hausdrachen« bezeichnete, wo sie doch nur ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter erfüllte. Zugegeben, ein Haushalt mit drei Kindern und einem Ehemann funktionierte nicht ohne ein gewisses Maß an Disziplin, aber musste er sie deswegen gleich als Drachen beschimpfen? Und dann war es, da war sie sich beinahe sicher, das erste Mal, dass er ihr die Tür vor der Nase zuknallte. Nein, es war sogar das erste Mal, dass er überhaupt eine Tür hinter sich zuknallte. Normalerweise wusste Cyrille sich zu beherrschen.

Die Sache gestaltete sich kniffliger als gedacht. Wenn sie ihre Ehe und das Wohlergehen ihrer Familie bewahren wollte, musste sie lernen, diplomatischer vorzugehen. Ihr Vater wäre dafür der perfekte Lehrmeister gewesen, aber er war nicht mehr da. Sie würde ihn nie wiedersehen, sie würde nie wieder mit ihm reden können. Cyrille hatte recht: Sie hatte ihn in letzter Zeit vernachlässigt. Sie hatte seine letzten Tage nicht sinnvoll genutzt, hatte nicht einmal

zugeben wollen, dass es die letzten waren, so als könnte sie ihm, indem sie seine Sterblichkeit verleugnete, zusätzliches Leben schenken. Und nun würden diese Momente niemals wiederkehren. Von allem, was zwischen Vater und Tochter ungesagt geblieben war, allen Vorwürfen, allen Schuldgefühlen, blieb nur noch Bedauern. Zu ändern war nichts mehr daran.

Nun endlich wurde Bénédicte von einem Kummer überwältigt, den sie bis dahin bewusst ignoriert hatte, und sie erkannte, dass sie den Mann ihres Lebens verloren hatte. Der Mann, der ihr noch blieb, wies für diese Rolle nicht unbedingt alle notwendigen Qualitäten auf. Sie vergrub den Kopf in ihrem Kissen und fühlte sich unendlich einsam.

\* \* \*

Lorraine ignorierte die Frau, die gerade mit ihrem Kinderwagen den Zebrastreifen überqueren wollte, und parkte mit quietschenden Reifen direkt vor Mayas Laden. Normalerweise war es nicht ihre Art, Fußgängern und schon gar nicht Müttern mit Kindern den Weg abzuschneiden, aber die Frage, die sie beschäftigte, seit sie die Kirche verlassen hatte, duldete keinen Aufschub.

Maya stand hinter dem Tresen und arrangierte Edelwicken zu kleinen Sträußen, die sie anschließend in silberne Becher setzte. Ein zarter Duft erfüllte die Luft.

»Wow, das riecht ja gut!« Lorraine konnte nicht widerstehen, sie nahm einen der Blütenzweige und hob ihn an ihre Nase. Sie liebte diesen leicht pudrigen Honigduft. »Die *Lathyrus odoratus*! Sie sind endlich angekommen.«

»Vor einer Stunde. Ich dachte schon, wir würden sie nie rechtzeitig bekommen, bei diesen ganzen Streiks. Und zum Glück bist du auch wieder da: Wir müssen dreißig Gebinde liefern, und zwar in«, Maya blickte auf ihre Uhr, »genau fünfundvierzig Minuten.«

Lorraine hatte bereits ihre Schürze umgebunden und machte sich daran, die Blumen nach Farben zu sortieren, um sie anschließend zu Sträußen zu binden.

»Erinnerst du dich eigentlich noch an Cyrille – äh ...« Unfähig, sich den Nachnamen ihres gemeinsamen Schulfreundes in Erinnerung zu rufen, runzelte Lorraine die Stirn.

»Cyrille Gournet?«, fragte Maya, die inzwischen Efeuranken um die Becher flocht. »Dein Verehrer aus Schulzeiten. Wie könnte ich den vergessen?«

»Mach dich nicht über mich lustig«, schimpfte Lorraine liebevoll und wurde rot. »Glaubst du, es wäre möglich, dass er auf der Beerdigung war?«

»Als Verstorbener?«

»Als Ehemann. Bitte, Maya, stell dich nicht blöd! Glaubst du, das wäre möglich?«

Jetzt, da sie diesem Blick, der im Mittelschiff von Sainte-Clotilde für eine Nanosekunde den ihren gekreuzt hatte, einen Namen zuordnen konnte, gab es

keinen Zweifel mehr. Es war tatsächlich Cyrille, ihr gemeinsamer Jugendfreund, der von der sechsten bis zur Mitte der siebten Klasse unsterblich in sie verliebt gewesen war. An die dreißig Jahre hatten sie sich nicht mehr gesehen. Und trotzdem hatten sie einander gleich wiedererkannt, davon war sie überzeugt.

Maya überflog die Einträge in ihrem Auftragsbuch.

»Unmöglich«, erklärte sie dann. »Die Rechnung ist auf den Namen Monthélie ausgestellt. Klingt gar nicht nach Gournet. Du musst dich geirrt haben, Süße! Es sei denn, er war einer der Gäste ...«

Die Gäste, so nannte Maya die Menschen, die zu einer Beerdigung gingen, ohne zur Familie zu gehören. Als handelte es sich um einen Empfang, eine Hochzeit oder ein Picknick im Grünen. Das passte zu ihrer Art, den Tod als einen Übergang und nicht als das Ende zu betrachten. Deshalb war es für sie auch eine Frage der Ehre, sowohl die Kränze als auch den Grabschmuck so zu gestalten, dass sie lange hielten, damit sich der liebe Verstorbene daran erfreuen konnte.

»Nein, nein«, beharrte Lorraine, »er stand neben der Frau, die die Beileidsbekundungen entgegennahm. Da bin ich mir ganz sicher!«

»Seine Schwester?«

Lorraine schüttelte den Kopf. »Ach was! Kannst du dich daran erinnern, dass er eine Schwester hatte?«

»Nein. Dann also seine Frau?«

Das war die einzige Lösung. Wenn der Mann, den sie wiederzuerkennen geglaubt hatte, tatsächlich ihr Jugendfreund war, dann musste das große blonde Pferd an seiner Seite seine Frau sein.

»Mein Gott, der Ärmste! Wenn ich ein Mann wäre, wollte ich so eine nicht mal geschenkt! Die sah ja aus wie ein Transvestit!«

Unvermittelt sah Lorraine wieder den Mann vor sich, der weinte, ohne sich die Mühe zu machen, seine Tränen zu verstecken, während die Frau aufrecht und streng neben ihm stand, eine Sonnenbrille vor den Augen und die Lippen fest aufeinandergepresst. Furchtbar kalt oder furchtbar beherrscht.

»Zum Glück stellt sich die Frage nicht, du bist ja kein Mann«, erwiderte Maya ausgelassen. »Na komm, hilfst du mir, die Sträuße einzuladen, damit wir endlich Feierabend machen können?«

Sie öffnete die Hecktür des Lieferwagens und stellte den Tischschmuck vorsichtig hinein, ohne auf ihren hochrutschenden Pullover zu achten. Er gab den Blick auf ein Röllchen frei, an das sie sich mit der Zeit gewöhnt hatte. Maya, eine gebürtige Iranerin mit dunkler Haut und strahlend blauen Augen, konnte gut mit ihren Rundungen leben. Für sie war das ein zusätzliches Attribut von Weiblichkeit und Sanftmut.

»Soll ich hinfahren?«, schlug Lorraine vor, während sie insgeheim hoffte, ihre Freundin würde ihr Angebot ablehnen.

Es war schon sieben Uhr, und sie hatte es nicht geschafft, etwas fürs Abendessen einzukaufen. Weil sie wegen der verlängerten Öffnungszeiten des Ladens und ihrer neuen Anpflanzungen in letzter Zeit so viel zu tun gehabt hatte, konnte sie sich nicht daran erinnern, wann sie zum letzten Mal zusammen mit ihren Kindern eine vollständige Mahlzeit eingenommen hatte, die diesen Namen verdiente.

»Nein, lass nur«, antwortete Maya lächelnd, »ich übernehme das. Es ist ja gleich bei mir um die Ecke.«

Sie nahm ihre Handtasche und glitt hinters Steuer.

»Sperr lieber den Laden zu und besorg deinem Nachwuchs etwas Leckeres zu essen. Ciao, meine Hübsche! Bis morgen!«

Woraufhin sie einen Kavaliersstart hinlegte und Lorraine auf dem Bürgersteig zurückließ, ehe diese sich bei ihr bedanken konnte. Mit scharfem Blick hatte Maya erkannt, dass Lorraine heute Abend nur noch einen Wunsch hatte: so schnell wie möglich nach Hause zu ihren Kindern zu fahren und zumindest den Anschein eines Familienlebens wiederherzustellen.

Während Lorraine die Eimer mit den Schnittblumen hereinholte und in die Kühlkammer brachte, warf sie einen Blick auf ihr Handy und stellte fest, dass sie drei neue SMS hatte. Zwei von Louise und die dritte von Bastien, der sie aufforderte, schnellstens nach Hause zu kommen. »Beeil dich, Maman, ist megadringend. Erklär's dir später.« Ihr Sohn war ein Meister der knappen Form. Sie versuchte anzu-

rufen, aber weder er noch seine Schwester gingen an ihr Handy.

So schnell wie möglich schloss Lorraine den Laden ab und rannte zur Metro. Als sie in den Waggon stieg, versuchte sie ein weiteres Mal vergeblich, ihre Kinder zu erreichen. Fünf Stationen trennten sie noch von ihrem Zuhause. Sie spürte, wie Panik von ihr Besitz ergriff.

## 4

**W**as machst du denn hier?«, fragte Lorraine, als sie in die Küche stürmte und ihre ältere Schwester zusammen mit den Kindern am Esstisch sitzen sah. Die drei schauten so düster wie bei einer Beerdigung.

Das ist wohl heute der Tag dafür, dachte Lorraine bei sich. Ihr fiel auf, dass ihre Schwester geweint hatte.

»Ihr habt mir vielleicht einen Schrecken eingejagt!« Diese Bemerkung konnte sie sich nicht verkneifen, obwohl sie erleichtert war zu sehen, dass nichts Ernstes passiert war – auch wenn die Stimmung nicht gerade an ein Freudenfest erinnerte. »Pass auf, wenn du solche Nachrichten verschickst, Bast. Du weißt doch, dass ich mir immer gleich Sorgen mache, wenn ihr allein zu Hause seid!«

Während sie ihre Kinder und ihre Schwester mit einem Kuss begrüßte, befreite sie gleichzeitig mit zwei geschickten Schlenkern ihre Füße aus den Schuhen. Was für eine Idee aber auch, in hochhackigen Pumps zur Arbeit zu gehen! Aber da war diese Beerdigung gewesen. Sie hatte nicht in Liberty-Gummistiefeln in einer Kirche herumlaufen wollen und vergessen, ein Paar zum Wechseln mitzunehmen.

»Julie hat ihren Zug verpasst«, begann Bastien trübsinnig.

Inmitten all dieser Frauen fühlte er sich als Mann im Haus, der die Situation erklären musste. Und tatsächlich machten weder seine Schwester noch seine Tante Anstalten, ihm diese Aufgabe abzunehmen. Louise lauschte mit einem Ohr ihrem iPod, während der zweite Ohrstöpsel hinter ihrem Rücken baumelte, damit sie das Gespräch verfolgen konnte. Das war eine Premiere, denn normalerweise isolierte sie sich vierundzwanzig Stunden am Tag in einer hermetisch abgeschlossenen Musikblase, gleichgültig gegenüber allem, was um sie herum vorgehen mochte. Julie hingegen zerpfückte methodisch einen Rest Baguette und klopfte hin und wieder nervös auf den Tisch, doch diese Gesten konnten ihr Zittern nicht überspielen. Vielleicht war die Lage doch ernster, als es den Anschein hatte?

»Na und?«, fragte Lorraine in einem Ton, der beruhigend klingen sollte. Sie wandte sich an ihre Schwester: »Ruf Patrice an, sag ihm, dass du hier

übernachtet, und fahr morgen früh zurück. Wo ist das Problem?«

Das Problem, und das hatte Lorraine schon beim ersten Blick auf die geröteten Augen ihrer Schwester geahnt, war, dass Julie vermutlich bereits bei Patrice angerufen und dieser die Nachricht nicht gut aufgenommen hatte. Ihr eifersüchtiger, cholertischer Lebensgefährte, der durchaus auch charmant sein konnte, reagierte manchmal vollkommen unverhältnismäßig auf Vorfälle, die eigentlich kaum der Rede wert waren. Jeder konnte mal einen Zug verpassen, auch ihm selbst war das garantiert schon häufiger passiert, aber wenn es um Julie ging, konnte er heftige, und, was noch viel beunruhigender war, vollkommen unkontrollierbare Wutanfälle bekommen.

»Er hat es in den falschen Hals gekriegt, stimmt's?«, fragte Lorraine und öffnete ein Päckchen Taschentücher.

Julie nickte und zog ein Taschentuch aus der Packung. Lorraine nahm sie in die Arme. Obwohl sie ein Jahr jünger war als Julie, war sie seit ihrer frühesten Kindheit immer diejenige gewesen, die ihre ältere Schwester tröstete.

»Er ... Er hat gesagt – wenn das so ist, dann brauche ich gar nicht mehr zurückzukommen ... Nie wieder!«, stammelte Julie, ehe sie erneut in Tränen ausbrach.

»Gib mir dein Handy.«

Sehr ruhig nahm Lorraine das Handy und drückte auf die Wahlwiederholung. Patrices Nummer wurde

angezeigt, aber die Mailbox schaltete sich sofort ein. Ohne eine Nachricht zu hinterlassen, legte sie auf und versuchte es gleich noch einmal. »Dies ist die Mailbox von Doktor Pichard. In Notfällen erreichen Sie mein Sekretariat unter der Nummer 06 1988 25 29, oder hinterlassen Sie eine Nachricht auf dieser Mailbox. Ich rufe Sie so bald wie möglich zurück.« Lorraine ließ ein paar Sekunden verstreichen, ehe sie loslegte. Sie mochte den Mann, mit dem ihre Schwester zusammenlebte, nicht besonders, und sie brauchte diese Pause, damit ihre Stimme nichts von ihrer Abneigung verriet. »Patrice, Julie ist hier bei uns. Ich weiß nicht, was du zu ihr gesagt hast, aber sie weint sich die Augen aus. Es wäre nett, wenn du sie heute Abend noch anrufen könntest, um sie zu beruhigen. Sie kommt morgen früh nach Hause, aber ich lasse sie hier nicht weg, bevor ihr nicht miteinander geredet habt. Den Zug zu verpassen kann jedem mal passieren, da braucht man nicht gleich ein solches Drama draus zu machen! Ciao!« Nicht überragend, aber auch nicht schlecht. Wenigstens hatte Lorraine der Versuchung widerstanden, ihn anzuschreien. Dabei brannte ihr ein ganzer Reigen deftiger Schimpfworte auf der Zunge.

»Bekloppter Spinner!«, kommentierte Bastien, als könne er die Gedanken seiner Mutter lesen.

»Arschloch!«, schloss sich Louise ihm an.

»Ach, Loulou!«, wies Lorraine sie liebevoll zu-  
recht, aber dann konnte auch sie sich nicht mehr zu-  
rückhalten: »Dieser armselige Mistkerl!«

»Blöder Sack!«, murmelte Julie mit dem Anflug eines Lächelns. Die gute Laune ihrer Familie wärmte ihr das Herz.

»Drecksack!«, übertrumpfte sie Bastien und zwin-kerte ihr zu.

»So, das reicht!«, rief Lorraine und holte Teller und Besteck heraus. »Jetzt wird gekocht. Julie, du kümmerst dich um das Omelett!«

\* \* \*

Erst gegen Mitternacht erteilte Patrice Julie in einer knappen SMS die Absolution. Und auch dann nur indirekt, wie immer, wenn er die Beherrschung verloren hatte. »Welchen Zug nimmst du morgen?«, fragte er, ohne auf das einzugehen, was er zuvor gesagt haben mochte, oder darauf, dass er sein Handy den ganzen Abend über ausgeschaltet hatte. Und ohne Entschuldigung oder auch nur ein freundliches Wort.

Erleichtert wollte Julie, die im Laufe des Abends hundertmal auf ihr Handy geschaut hatte, ihn gleich anrufen, um ihm persönlich zu sagen, wann sie nach Hause kommen würde. Sie wollte ihm die Zusiche-rung entlocken, dass er sie liebte, dass er ihr nicht böse war, dass er ihr verzieh – aber das Handy klingelte vergebens. Sie wusste, dass er erreichbar war, er hatte ihr gerade erst die SMS geschickt, aber aus purer Grausamkeit reagierte er nicht auf ihren An-ruf. Um sie noch mehr zu bestrafen.

Ohne eine Nachricht zu hinterlassen, legte sie auf, die Augen erneut voller Tränen.

Lorraine betrachtete ihre Schwester verzweifelt. Seit einem Jahr stand sie nun schon unter der Fuchtel dieses Kerls. Lorraine fiel nichts anderes ein, um diese Beziehung zu beschreiben, sie hatte bereits Dutzende solcher Szenen erlebt. Wegen irgendeiner belanglosen Kleinigkeit geriet Patrice außer sich, dann verschwand er und überließ die arme Julie, die meist gar nichts dafürkonnte, ihren schrecklichen Zweifeln und Schuldgefühlen. Als fände er ein pervernes Vergnügen daran, sie zu quälen. Wenn er beschlossen hatte, sich aufzuregen, war ihm jeder Vorwand recht, und wenn es keinen Anlass gab, dann erfand er eben einen. Das alles mit dem Ziel, Julie niederzumachen, sodass sie sich unnützlich und unfähig fühlte. Und an den Tagen, an denen es ihm einfiel, das Ganze mit etwas zusätzlicher Gemeinheit zu würzen, auch noch dick und hässlich. Was, wie Lorraine aufgefallen war, immer öfter vorkam.

»Warum schickst du ihn nicht einfach zum Teufel?«, fragte sie ihre Schwester und nahm sie in die Arme. »Siehst du nicht, wie er dich behandelt?«

Julie seufzte und trocknete sich am T-Shirt ihrer jüngeren Schwester die Augen. »Das ist nicht seine Schuld. Er ist fix und fertig im Moment, weißt du, er arbeitet wie verrückt! Kein Wunder, dass er ausflippt. Außerdem braucht er meine Unterstützung, und was tue ich? Ich mache einen gemütlichen Ausflug nach Paris und schaffe es noch nicht mal, den

Zug nach Hause zu erwischen. Ich bin einfach so was von unfähig ...«

Lorraine ertrug diese Reden nicht länger. Gereizt schob sie ihre Schwester von sich weg und schaute ihr in die Augen. »O nein! So etwas will ich nie wieder hören!«

Lorraine ahnte, dass die wiederholten Auseinandersetzungen in Julie ein Schuldgefühl nährten, das sie früher oder später zerstören würde. Davor wollte sie sie um jeden Preis bewahren.

»Du bist nicht unfähig!«, fuhr sie erbittert fort. »Du hast jedes Recht, hin und wieder wegzufahren, und bloß weil du deinen Zug verpasst hast, brauchst du noch lange kein schlechtes Gewissen zu haben. Du bist deshalb nicht unfähig, verstanden?«

Julie schüttelte den Kopf. Natürlich verstand sie das. Aber Patrice brauchte sie doch, vor allem jetzt bei dem ganzen Stress, während er seine eigene Klinik eröffnete. Denn das war der Deal, den sie geschlossen hatten: Er bot ihr ein sorgenfreies Leben, sie brauchte nicht mehr zu arbeiten, aber im Gegenzug musste sie für ihn da sein. Das war doch nun wirklich keine große Sache.

Aber nicht einmal das bekam sie hin.

»Sag mal, Juju, was ich mich gefragt habe ...«, setzte Lorraine vorsichtig an. »Hast du eigentlich keine Lust, wieder arbeiten zu gehen?«

»Ich ...«

Lorraine hatte einen wunden Punkt getroffen. Julie hatte ihren früheren Beruf als Krankenschwester

geliebt, und sie hatte lange gezögert, ehe sie Patrices Angebot, ihn aufzugeben, angenommen hatte. Aber er war auch wirklich sehr überzeugend gewesen und hatte ihr versprochen, dass er sie jederzeit in seiner Praxis einstellen könne, falls sie die Arbeit vermissen sollte. Aber die Gelegenheit dazu hatte sich nie ergeben, und obwohl sie hin und wieder den Wunsch verspürte, wieder ins Berufsleben zurückzukehren und aus dem Haus zu kommen, hatte sie nie gewagt, mit ihm darüber zu reden. Und mittlerweile war das Thema ohnehin nicht mehr aktuell. Patrice sprach immer nachdrücklicher davon, dass er mit ihr ein Kind bekommen wolle.

Ohne weitere Erklärung stand Julie auf, küsste ihre Schwester, ging zu dem Futon, den die Kinder für sie vorbereitet hatten, und klappte ihn auf. Sie wusste nicht, was sie Lorraine antworten sollte, oder doch, sie wusste es nur zu gut. Aber was brachte es schon zu träumen?

Lorraine half ihr, das Bett zu machen, und unterdrückte den Drang, sie noch weiter auszufragen. Sie spürte, dass sich Julie dabei unwohl fühlte, und beschloss, es gut sein zu lassen. Doch sie nahm sich vor, später noch einmal in Ruhe mit ihr darüber zu reden. Sie vergewisserte sich, dass Louise und Bastien nicht mehr an ihren Computerbildschirmen klebten, sondern tatsächlich schliefen. Dann schloss sie die Läden vor dem großen Fenster im Badezimmer, wo inmitten der seltenen Pflanzen, die für die Terrassen ihrer Kunden bestimmt waren, ihre Samm-

lung epiphytischer Orchideen stand, streichelte die Cattleyen »Purple emperor«, die ihr so viel Kopfzerbrechen bereitet hatten, aber in der Dusche mittlerweile prächtig gediehen und üppige fuchsienfarbene Blüten trugen, und ging ins Bett.

Trotz ihrer Erschöpfung hatte sie Mühe einzuschlafen. Sie machte sich Sorgen um ihre Schwester. Vielleicht sollte sie mit ihrer Mutter darüber reden? Als der Schlaf sie endlich übermannte, war sie noch immer un schlüssig.

## 5

Ich bin mir sicher, dass er es war, sagte sich Lorraine zum x-ten Mal, als sie, ebenfalls zum x-ten Mal, an den Mann zurückdachte, der bei der Lieferung des Blumenschmucks für die Beerdigung ihren Blick auf sich gezogen hatte. Seit Tagen spulte sie die Szene immer wieder vor ihrem geistigen Auge ab, und mehr und mehr verschmolzen die Züge des Mannes mit denen des Kindes aus ihrer Erinnerung. Sie waren schärfer, attraktiver, reifer geworden, als habe die Zeit den skizzenhaften Entwurf verschönert.

Cyrille war zu einem begehrenswerten Mann geworden.

Hör auf zu träumen, rief sie sich zur Ordnung.

Selbst wenn er es gewesen war, was würde das ändern? Er war ganz offensichtlich verheiratet, was dachte sie denn? Aber genau das war das Problem. Seit sie Cyrilles Blick aufgefangen hatte, dachte sich Lorraine eine ganze Menge. Nicht zuletzt, dass sie nichts dagegen hätte, sich nackt mit ihm in einem Bett zu wälzen.

Sie hatte Maya davon erzählt, die sie erst schallend ausgelacht und anschließend erklärt hatte, wenn sie schon an diesem Punkt angelangt sei, werde es höchste Zeit, ihr alle alleinstehenden Männer aus ihrem Adressbuch vorzustellen. Oder auch die nicht alleinstehenden, denn wenn es darum ging, ihren Freundinnen einen Gefallen zu tun, war Maya nicht kleinlich. Danach jedoch hatte sie Lorraine anhand von Auftragsbuch und Rechnungen unwiderlegbar bewiesen, dass es sich nicht um diesen Cyrille gehandelt haben konnte. Falls es sich überhaupt um einen Cyrille gehandelt hatte. Lorraine hatte einräumen müssen, dass sie es nicht wusste. Niemand hatte ihn beim Vornamen gerufen, und sie hatte ihn auch nur von Weitem gesehen; trotzdem war er es gewesen, da war sie sich ganz sicher. Nur das mit dem Namen ließ ihr keine Ruhe. Falls er es wirklich gewesen war und inzwischen geheiratet hatte, dann hätte die Rechnung auf seinen Namen lauten müssen. Es sei denn ..., flüsterte ihr eine leise, immer nachdrücklichere Stimme zu, die den Bogen des Amor und kleine Teufelshörner trug, es sei denn, er war gar nicht verheiratet! Eine verrückte Hoffnung

explodierte in Lorraines Brust. Und außerdem, fuhr die leise Stimme fort, selbst wenn er verheiratet war ... Machte das wirklich einen so großen Unterschied?

So weit war sie in ihren nicht sehr katholischen Überlegungen gekommen, als die Ladenglocke ertönte und plötzlich Cyrille vor ihr stand.

»Guten Tag! Sind Sie Maya?«, fragte er, während er eine purpurfarbene Gartenrose aus einem Eimer nahm und an seine Nase hielt. »Hm, riecht das gut.« Er stellte die Rose zurück. »Haben Sie mich angerufen?«

Lorraine spürte, dass sie genauso rot wurde wie die Rose.

»Äh ... Ach, Maya hat Sie angerufen? Ich ...«

»Sie hat gesagt, jemand solle noch einmal mit der Kreditkarte im Laden vorbeikommen, weil sie uns einen Teil des Betrags erstatten müsse.« Er zögerte und senkte die Stimme. »Wegen der Beerdigung. Anscheinend ist ihr bei der Gesamtsumme ein Fehler unterlaufen.«

»Aha! Und ... äh ...«

Verdammt, dachte sie, wütend auf sich selbst. Sie brachte ja nicht einmal drei aufeinanderfolgende Wörter heraus!

»Vielleicht kann Maya Ihnen da weiterhelfen, aber ... äh ...« Lorraine deutete auf den leeren Raum. »Wie Sie sehen, ist sie nicht da. Aber sie müsste jeden Moment zurückkommen. Wenn Sie warten wollen ...«